



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Erwartungsfieber in Ost-Afrika

---

## Erwartungsieber in Ost-Afrika

Heitere Plauderei von Schwester Engelberta

**F**ieber gibt es bekanntlich allerlei Sorten und Gattungen, besonders in Afrika, im Osten noch mehr als im Süden. Dann gibt es Fieber, welche zwar mehr im materiellen als im krankhaften Auftreten ihren Ursprung haben, wie z. B. „Prüfungsieber, Reisefieber, Bergnütigungsieber“, ein Uebel, an dem besonders heutzutage die ganze Welt zu leiden scheint, und nicht zuletzt das „Geldbeutelieber“, welches schließlich in die gefürchtete Schwindsucht ausartet.

Aber solch ein Fieber, wie wir es hier am Kilimandjaro herum, noch dazu am ewigen Schneeberg mitgemacht haben, war bis jetzt noch nie dagewesen.

Ein lang andauerndes „Erwartungsieber“, gestiegen bis zum höchsten Gradmesser, und dann plötzlich bis zu Null herabgesunken, — das muß erlebt sein, um diese Krankheit recht zu verstehen.

Hier also am Kilimandjaro, und zwar in mehreren Stationen, besonders aber in Kilema, ist solch ein Fieber ausgebrochen und hat uns arme Schwestern sozusagen „schachmatt“ gemacht, so daß wir gegenseitig in schwesterlicher Liebe „Wiederbelebungsversuche“ machen mußten, d. h. den gebrochenen Mut wieder neu beleben.

Zwar eine lange Einleitung — aber die Sache muß eben verstanden sein.

Sage und schreibe zwei Jahre ist es her, daß ein Brief aus dem Mutterhaus ankam mit der ganz unerwarteten Mitteilung, daß sich unsere ehrwürdige Mutter Generaloberin auf der Reise zu uns nach Afrika befinde. War das ein Staunen, ein Verwundern, ein Sichfreuen, zugleich aber auch ein Befürchten, wie wird sie diese weite Reise, besonders im Innern Afrikas bei oft so ungünstiger Witterung bestehen usw. Damals, glaube ich, hat unser Fieber schon angefangen leise Wurzel zu schlagen. Es muß wohl so sein.

Dann aber kamen, Gott sei Dank, die ebenso schönen wie interessanten Reisebeschreibungen von der Reisebegleiterin unserer ehrwürdigen Mutter, und sie träufelten wie Balsamtropfen auf die fiebergefangenen Gemüter.

Also die Reisenden waren mit Gottes Schutz glücklich im schönen Mariannahill angekommen — und so würde es auch weitergehen, und man verträstete sich geduldig auf weiteres Warten, besonders, wenn hier und da auch ein Brieflein von der ehrwürdigen Mutter kam, aus deren Zeilen wir entnehmen konnten, daß sie sich selbst auch schon recht freue und sich sehne, zu uns zu kommen. Das war dann natürlich wie eine heilende

Salbe aufs Wundfieber. Muß uns selbst loben, wir waren dann wirklich brave, geduldige Kinder, die mit freudiger Ergebung aufs Mütterchen warteten.

Als aber die Nachricht kam von einer nochmaligen gewiß dreimonatigen Verzögerung, da fing unser „Erwartungsfieber“ schon wieder an zuzunehmen; besonders die gefährliche Reise nach dem Congo machte uns viel Unruhe und steigerte unser Fieber zusehends.

Immer spärlicher wurden die Nachrichten mit der Post, wochenlang hörten wir nichts, bis endlich jene kam, welche das Fieber wieder hoch trieb und besonders unsere Mutter Provinzialoberin am heftigsten packte, nämlich die höchst bedauerliche Nachricht von der schweren Erkrankung der Schwester Ebba, und daß der Arzt eine nochmalige Rückreise nach Ost-Afrika verbiete und anrate, daß die ehrwürdige Mutter, deren Gesundheit am Congo auch so viel gelitten, schleunigst nach Europa zurückreise. Das war wie eine Bombe im friedlichen Heerlager. Unser Erwartungsfieber, je nach Gemütsanlage und Phantasie der Schwestern, bereitete mancher schlaflose Nächte und unruhige Träume. Eine Schwester sah schon hoch ein Luftschiff fliegen, hörte den Motor knattern und surren — und die beiden Mütter den Flug zum Himmel nehmen. Sie sah und sah, schwebte selbst in der Luft an einem Seile hängend. Immer höher ging's im rasenden Tempo dem Monde zu; schon ganz nahe; — ob sie wohl dort landen würden? — Sollte am Ende gar eine Missionschwester die Erste sein, welcher das Geheimnis des Mondes enthüllt würde? — Da — auf einmal das Donnern des Propellers ächzend, eine Rauchfahne schlägt hoch, der Kopf der Maschine senkt sich — sie stürzen. Ein Schrei des Entsetzens in stiller Nacht, — schweißgebadet erwacht sie und hat statt dem Seile den Bettzipfel in der Hand.

— O arme Schwestern, vom „Erwartungsfieber“ geplagt! —

Sturmnovenen wurden gehalten, besonders auf einer kleinen Station, wo so vier Schwestern recht traut, in Liebe und Freude beisammen wohnen, ich meine, dort in Hinterpommern oder wie sie heißt, und alle 14 Nothelfer angerufen.

In irgendeinem andern kleinen armseligen Kirchlein am Kilimandjaro wäre es der lieben kleinen heiligen Theresia bald schlecht ergangen — sie wäre nämlich fast von süß stark duftenden Rosen erstickt und der Mantel der Statue befleckt worden vom Blätterschmuck; da hat sie sich eines Tages selber geholfen, oder tat es der Wind, das himmlische Kind! Kurz, die Rosen lagen am Boden. Das heiße Gebet und die Rosenknospen hat sie aber doch erhört, wie wir bald sehen werden.

Endlich kam der unsere Fiebertemperatur sichtlich erleichternde Brief an unsere von soviel Hoffnungen und Enttäu-



**Die Weihe der Schwarzen an den Christus-König.**

Die Engel tragen die Symbole seines dreifachen Königtums (Leidenkönig, eucharistischer König, himmlischer König). Der Heiland selbst ohne irdische Königsabzeichen. Die Schwarzen bieten ihm ihr Herz dar.

(Altarbild für eine Christus-König-Kirche in Basutoland. Gemalt von Paul Reck.)

schungen geplagte Mutter Ubalda, daß unsere Reisenden am 26. Juli in Tanga abzuholen seien.

Endlich einmal! —

Mit Freude und frischem Mut machte sie sich zur Reise bereit, einer inneren Einsprechung folgend; sogar einen Tag

früher als nötig, verließ sie Kilema und gedachte in Uru zu übernachten; und sie tat sehr gut daran, denn wie befürchtet, blieb das Auto (es gehörte unserm christlichen Häuptling) in der Steppe ein paarmal stecken, und sie hätten die Fahrgelegenheit, welche ja nur einmal in der Woche ist, versäumt. Welch ein Glück, daß noch ein Tag Zeit war.

Bei den drei jungen Schwestern in Uru war eben auch jene Krankheit, „das Erwartungsieber“, ausgebrochen. Natürlich war die Freude aller groß, als sie wirklich Mutter Ubalda im Hause fanden und hörten, sie reise am nächsten Tag per Bahn nach Tanga, der Hafenstadt, direkt am Meere liegend, wo auch eine Missionsstation, besetzt von drei Schwestern, ist.

Mutter Ubalda hatte bei ihrer Abreise unserer Schwester Oberin Mathilde fest versprochen, ihr klipp und klar zu melden, wann sie mit dem hohen, so lange und so sehnsüchtig erwarteten Besuche in Kilema eintreffen werde.

Indessen, das Fieber am Kilimandjaro nahm jetzt erst recht zu; sogar die Eingeborenen wurden davon ergriffen. Es wurde gebaut, gehämmert, geklopft, Wege geebnet, gereinigt, geputzt — aber bitte, meine freundlichen Leser, nicht, daß Sie vielleicht glauben, in Kilema wäre Schmutz und Unordnung gewesen — aber es war durch das Empfangsieber ein Verschönerungsverein entstanden; jeder wußte vor seiner Tür etwas zu verbessern; und selbst in der Natur ging solch ein Raunen. Der holde Frühling war gerade gleichsam erwacht, die große Regenzeit vorbei, die Nacht des Winters gebrochen. Die Wiesen grüntem und schmückten sich mit zarten Blumen. Ein süßer Duft erfüllte die Luft. Unsere weißen Täubchen flogen jetzt so lustig hin und her, dazwischen flatterten die weißen Schleier der viel beschäftigten Schwestern. Die eingeborenen Mädchen eilten geschürzt, eifrig arbeitend, kehrend, waschend und mit Kalk und Pinsel hantierend, herum. Allen voran unsere zarte, aber unermüdliche, ordnungsliebende Jungfrau Theresia. Mit einem scharfen Messer bewaffnet, schlug sie die Rasenplätze in ihre gehörigen Formen und Wege; die kleinen Kinder hörte man singen und deklamieren; sie zupften ihre Kleidchen zurecht. „Nichts schmutzig machen“, hieß das beständige Kommando, „die Blumen nicht abzupfen, den feinen, geraden Weg nicht vertreten, die Bananenschalen nicht herumwerfen.“ Arme Kleine! Auch sie bekamen das „Empfangsieber“. Sogar der Mopi, der treue Haushund, durfte nicht im Rasenplätze liegen, mit eingezogenem Schwanz gehorchte er dem Kommando. Der zahme Hammel, der Schafsbock, kannte sich auch nicht mehr aus und wurde vom kleinen Michel aus dem Blumenbeete an seinem Fettschwanz herausgezogen. Hähne und Hühner wurden gejagt, daß sie nichts in Unordnung bringen sollten.

Das Empfangsfieber war schon scheinbar aufs Höchste gestiegen; alles war bereit, und zwar schön zur rechten Zeit fertig geworden. Schwester Oberin hatte längst die Fremdenzimmer oben im ersten Stock fein zurecht gerichtet und die blütenweißen, neuen Vorhänge, welche Mutter Ubalda in erwartungsvoller Liebe für die ehrwürdige Mutter und Schwester Ebba gemacht hatte, aufgehängt. Beständig sah man sie mit einem Arm voll schneeweißer Wäsche und Linnen, mit Kissen und Decken hin und her trippeln, denn sie hatten in ihrer hausfräulichen Würde auch für andere Schwestern, welche hierher nach Kilema zu den heiligen Exerzitien kommen sollten, zu sorgen.

Dienstag, den 13. August, war es; da hieß es als allgemeines Lösungswort: „Sie kommen, sie kommen! — Jetzt schnell noch das Refektorium zieren; gepußt war es ja schon, spiegelblank. Schwester Domitilla ordnete die Blumensträuße mit kunstsinziger Hand. Nicht viel, nichts überladen, aber herrlich standen die weißen Calas, die duftenden Rosen und die lieblichen demütigen Veilchen auf dem Tische und auf den Schränken. Oberhalb des Ehrenplatzes, wo die ehrwürdige Mutter Generaloberin sitzen sollte, war auf einer Tafel auf Goldgrund gemalt unser Wappen vom kostbaren Blute, umgeben mit einem zarten Kränzlein und sieben blutroten Köschen. Also fertig — alles fertig! — Die Kinderchen standen schön gekleidet mit ihren Fähnchen bereit, und Schwester Geratiana ging mit ihnen bereits eine Strecke voraus. Sei, wie sie lustig waren, diese unsere Kleinsten von Kilema, und wie sie ihr Empfangsliedchen hinausschmetterten! Dazwischen riefen sie immer wieder: „Sie kommen, sie kommen heute! Mama Ubiladi bringt die Mama mkuba walaya (die große Mutter aus Europa).“

Das „Empfangsfieber“ stand jetzt bei allen und jedem in Kilema auf dem Höhepunkt. Glänzende Augen leuchteten, rote Backen glühten, flinke Füße eilten hin und her. Da kommt vom neuen, noch unvollendeten Hospital, wo unsere Zahnärztin und Krankenschwester von Kilema, Schwester Ludwina, welche dort auf der Lauer stand, mit der Nachricht „sie kommen nicht, sie sind in der Nachbarstation Riboscho“. Da! Aus war's! Sprachlos standen wir, und leise, sanft ergeben, flüsterte eine der Schwestern: „Sie kommen heute nicht.“ Die Fieberhitze war bei allen bis auf Null gesunken.

Bald darauf bekam Schwester Oberin den so fest versprochenen Brief, worin Mutter Ubalda schrieb: „Wir kommen nächsten Dienstag.“ Nun hatte sie uns reinen Wein eingeschenkt; — also Gott sei Dank, doch nächsten Dienstag schon. Ergeben stellte Schwester Thiadildis ihren Kuchen in den Schrank, aber nicht ohne einen leisen Seufzer der bittersten Enttäuschung. —

Aber siehe da, es kam noch anders. Mittwoch abend kam

ein Bursche aus Uru, welcher uns die freudige Mitteilung brachte, daß unsere beiden Mütter doch schon am Samstag kommen werden.

Ist auch gut so, denn solch ein „Fieber“ ist doch ungesund, dachte die alte Afrika-Tante, und in stiller Resignation nahm sie die zarte Empfangskarte, auf welcher ein liebliches Vöglein gemalt war, aus dessen sangeslustigem Schnabel die freundlichen Worte: „Welcome at home“ standen, von der Türe des Fremdenzimmers ab. (Fortsetzung folgt.)



## Uru

Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn,  
Ein schönerer ist, sie zu erhalten, der schönste und  
schwerste ist, die bald verloren ging zu retten.

**M**it eiligem Schritt kommt eine junge Frau auf unser Schwesternhäuschen zu; ihr Gesicht verrät mir, daß sie etwas Wichtiges zu übermitteln hat. Befragt über den Grund ihrer Besorgnis, antwortete sie: „Etwa eine Stunde von hier, dort unten im Tal, liegt eine heidnische Frau; die Ärmste hat ihr ganzes Vertrauen auf die Wunderkraft der heidnischen Zauberer gesetzt, aber all ihre Künste sind vergebens. Mit den Worten ‚Wir sind besiegt‘, ziehen sie sich machtlos zurück.“

Ich als christliche Mutter gab mir alle Mühe, die Kranke für den katholischen Glauben zu gewinnen, da ich ihr Ende nahen sah. Nach langen schweren Kämpfen verlangte sie nun endlich nach einer Schwester.

Soeben ist die Schulzeit zu Ende. Ich mache mich mit Schwester Gerardine auf den Weg. Die kleine Hütte dort im Bananenhain ist das Ziel unserer Apostelpfade. Kleine Kinder tummeln sich vor der Hütte herum, nicht ahnend, daß der grausame Sensemann ihnen bald die liebe Mutter entreißen wird. Nach einem mehrmaligen „Hodi-Rufen“, das vor dem Betreten einer Tschagga-Hütte geschehen muß, ertönt von innen heraus eine raue Männerstimme „Karibu“, komme näher.

Wir erkundigten uns nach der Kranken. Auf unsere Bitte hin trug man die Sterbende vor die Hütte auf einen grünen Rasen. Wir versuchten es langsam, ihr etwas über unsere heilige Religion zu erzählen. Sie schaute scheu auf, als hätte sie geträumt; dann wiederholte sie stammelnd: „Große Frau, messe mich.“ Daraufhin fühlte ich den Puls. Wieder hob sie zitternd an: „Nicht wahr, Du hast gesehen, daß ich sterben muß.“

Ich erwiderte ihr: „Gute Frau, das weiß nur der liebe Gott, den Du leider noch nicht kennst. Ich sehe nur, daß Du schwach